Friedrich Schorlemmer:

IN DER HOFFNUNG BESTEHEN

Ich habe mir überlegt, welches in den nächsten Jahren das drängendste Problem sein würde.

Das drängendste Problem scheint mir die Möglichkeit, die Begründung und die praktische Auswirkung von Hoffnung oder Hoffnungslosigkeit zu sein.

Vor drei Tagen bekam ich einen Brief von einem älteren, mir vorher nicht bekannten Naturwissenschaftler aus Halle. Er hatte im "Neuen Weg" am 2. 11. 85 gelesen: "Pfarrer Schorlemmer entwickelte Folgerungen ..., die den Pessimismus jenes Buchtitels Lügen strafte, der da meint: 'Laßt uns ein Apfelbäumchen pflanzen, es ist soweit.'" (Es handelte sich um einen Bericht von der Provinzialsynode) Vier Wochen später stand im "Neuen Weg" ein Interview mit mir, das mit folgendem Satz schloß: "Wieviel Zeit haben wir noch? - zum Pflanzen unseres Apfelbäumchens." Was stimmt nun Herr Pfarrer, fragt mich der Leser der Zeitung und fährt fort: "Ich mag die oberflächliche Drumherumrederei nicht, die man ja auch noch wissenschaftlich, auch theologisch verbrämen kann. Außerdem ist das Apfelbäumchen auch nur eine Antwort auf ein "wenn" und noch dazu eine Metapher: Ich tue Gutes, auch wenn ich weiß, daß es keinen 'Zweck' mehr hat - im Sinne des Weltlichen. So gesehen ist es freilich die Antwort, aber eben eine, die in die Lutherzeit paßt, die den Kataklysmus ja nicht 'hausgemacht', sondern gottgesandt sah; sicher ist er das auch heute noch, gottgesandt, meine ich, aber doch auch deutlich menschengemacht, und insofern ist die Apfelbäumchenantwort heute unbefriedigend, ebenso wie das Drumherumreden. Es kann meines Erachtens nach nur zwei Antworten geben. Erstens die aus den Massenmedien aller Art und 'Religionen': Tut was gegen den Untergang, der uns bevorsteht, wenn wir (die Menschheit) so weitermachen! Zweite Antwort: Stellt euch ein auf diesen Untergang, seid bereit! Ich darf hoffen, daß auch Sie beide Antworten für legitim halten. Gerne wüßte ich eine geistliche Hilfe für die zweite." "Eine geistliche Hilfe für die zweite", - ich glaube, daß die Frage, die dieser Mann stellt, nicht die Frage eines einzelnen ist. Mir ist beim Vorbereiten noch etwas zweites eingefallen, nämlich der Kirchentag 1978 in Erfurt. Thema: Es geht ums Leben.

Ich habe mir die Protokolle und die Ergebnisse noch mal durchgesehen und es wird sich lohnen, da anzuknüpfen. Die Herausforderungen sind inzwischen weitaus größer geworden. Im Bild zu sagen: Die Schatten werden lang und länger und unsere Worte, die wir da gesagt haben, sind verhallt, auch bei uns selbst. Deshalb möchte ich zu einem Arbeitstitel nennen für den Kirchentag '88: "In der Hoffnung bestehen" (im Anschluß an Röm 5 Vers 4). Die Voraussetzung unseres Nachdenkens aber - denke ich - müßte Ehrlichkeit sein. Denn wenn wir nicht ehrlich sind - glaube ich - glaubt uns niemand mehr - mit Recht! Diese Ehrlichkeit verlangt von uns, daß wir von der Erkenntnis ausgehen, daß "es nicht gut um uns steht". Diesen Satz auszuführen, zu begründen, zu illustrieren, löst aber bei mir, und ich denke bei vielen von Ihnen auch, schon Gefühle aus, die zwischen peinlicher Beklemmung, Überdruß und intuitiver Abwehr liegen. Kaum eine Predigt kommt ohne wenigstens eine "Erwähnung" der großen Weltprobleme aus und kaum eine Predigt schafft es, das Benannte auch irgendwie zu bearbeiten, so daß inzwischen auch schon Gemeinden mit Abwehr reagieren und sagen: "Schon wieder kommt der mit Frieden, mit der Umwelt und so." Ich möchte das gern ernst nehmen. Auch wir sagen oder denken: "Das wissen wir schon / und daß wir das wissen / das wissen wir schon." (Enzensberger) Aber nützt uns das? Nützt uns unser Wissen um unsere Lage? Was haben wir den traumatisierenden Fakten entgegensetzen?

Vergrößert nenne ich drei Dinge: 1. Was Kirche immer hat: Worte, viele Worte, Zitate, sehr treffende, Resolutionen, Appelle, Synodenbeschlüsse, Analysen, Einordnungen, Deutungen, ja auch Rezepte. Jedenfalls: Sprüche zum Trösten. Und die Bibel ist reich davon, aber glaubt uns das noch jemand? 2. Was wir zu bieten haben, sind Utopien als Gegenutopien oder als Umkehrutopien. "Umkehr zur Zukunft" gegen ungetrübte Fortschrittsgläubigkeit, "Selbstbegrenzung" gegenüber der Utopie der "unbegrenzten Möglichkeiten". Der Buchtitel von Erhard Eppler bringt diesen Gedanken ironisch ins Bild: "Die tödliche Utopie der Sicherheit". Ja, die tödliche Utopie der Sicherheit heißt heute "Challenger", die Gegenutopie heißt mehr denn je "Schwerter zu Pflugscharen", Abrüstung bis zum Jahre 2000, Abrüstung für Entwicklung usf. Wer die Gegenutopie ernst nimmt, muß mit Widerstand rechnen, ja mit Scheitern. Wir

versuchen, die Tragfähigkeit unserer Utopien in den Mühen der Ebenen zu bewähren, so recht und schlecht, mehr schlecht als recht. Wir kämpfen um die weitere Gültigkeit des "Prinzips Hoffnung". Aber worauf bezieht sich diese Hoffnung? Das ist unter uns gegenwärtig strittig. Das ist die ungelöste theologische Frage, um die wir uns meistens herumogeln. Verkürzt gefragt: Ist unsere Hoffnung nun eine Hoffnung für diese Welt, in der erscheinen wird, was noch nicht erschienen ist (1 Joh 3,2), oder richtet sich unsere Hoffnung auf eine Welt, die nach dem Ende dieser Welt erst erstehen wird? Wie verhält sich die eine Hoffnung zur anderen? Was heißt das für unser Handeln? 3. Das Dritte, das wir den traumatisierenden Fakten entgegensetzen haben, sind die "Kleingärten der Hoffnung" und dazu gehört sicher auch der Kirchentag, so wie er gestern in den vielen Stimmen, die Frau Schreier hat eingesammelt, erscheint. Das Bild habe ich entnommen aus dem Hörspiel von Dürrenmatt "Herkules im Stall des Augias". Am Schluß des Spiels stellt sich heraus, daß selbst Herkules es nicht schafft, den Mist, der das Land überschwemmt, zu beseitigen. Da zeigt der König Augias seinem Sohn Phyleus, was er gemacht hat in der Zeit, in der die anderen dachten, "wir machen gleich a l l e s". Er hat nämlich aus einem kleinen Stückchen Mist Humus gemacht und das zeigt er seinem Sohn nun und sagt: "Wir werden nicht alles tun können, aber was wir tun können, das sollen wir tun, nämlich das eigene." Eine resignierte Antwort, aber wenigstens eine Antwort, die dem Phyleus Hoffnung macht, daß es überhaupt denkbar ist, aus Mist Humus zu machen.

Wir brauchen solche Kleingärten der Hoffnung. Wo sind sie zu finden? Eine "Zu-spät-Stimmung" macht sich breit.

Günter Kunert, die "Unke", schreibt in einem Brief an Hermlin: "Ansonsten gibt es hier (also in der Bundesrepublik) wenig Neues. Viel Arbeit wie immer. Das wenigstens ist tröstlich. Abgesehen davon geht ja alles seinen voraussichtlichen Gang downward, wie vorausgesehen. Daß die schlimmsten Befürchtungen sich eine nach der anderen verwirklichen, schafft auch keine recht Befriedigung. Man wollte, man behielte nicht recht." Was haben wir so einer Zustandsbeschreibung entgegensetzen? Haben w i r eine Hoffnung? Wenn ja, was wirkt unsere Hoffnung in uns und in einer

Welt, die alle Mühe hat, die Hiobsbotschaften aus aller Welt zu überhören. Es ist also zu fragen nach den Inhalten, nach der Begründung und nach den Folgen unserer Hoffnung - auf den Hintergrund von Gleichgültigkeit, Verdrängung und Verzweiflung. Es geht um den Mangel an Widerstand aus Mangel an Hoffnung. Es geht letztlich um die kleine, von der Zensur gestrichene Frage von Christa Wolf in einem ihrer Essays zu "Kassandra": "Ist diese Müdigkeit, sich zu engagieren, nicht eigentlich Hoffnungsmüdigkeit?" Diese Frage beziehe ich auch auf uns und unsere Gemeinden: Ist die Müdigkeit, sich zu engagieren, nicht eigentlich Hoffnungsmüdigkeit? Und wie haben wir daran teil? Wie kommen wir als Christen zurecht in einer Welt, die reich ist an deprimierenden Untergangsszenarien, aber ganz arm an mitreißenden Hoffnungsentwürfen? Wie kommen wir zurecht in einer Welt, in der die große Mehrheit der Menschen - auch in unserem Land - sich mit Brot und Spielen abspesen läßt, überhört, übersieht, weiterlebt und weitermacht als sei alles nicht so schlimm. Auch unsere Politiker sind eher geneigt zu beschwichtigen: "Den Begriff 'sterbende Wälder' können wir bei uns nicht prägen ... unsere Wälder sind gesund ... mit saurem Regen haben wir keine Erfahrung." (Erich Honecker, ND 31. Jan. 86)

Die apokalyptischen Bilder haben sich totgelaufen und der Zuschauer-Zeitgenosse begibt sich jetzt regelmäßig in die "Schwarzwaldklinik", weil er genug hat von der "Schwarzseherei". Und doch gibt es eine verborgene Sehnsucht nach Hoffnungsvollem. Sie wird praktisch in den manchmal verzweifelt rührenden Versuchen der engagierten Gruppen. Diese Hoffnungssehnsucht wird allzuoft gerade von denen, die gar nichts machen, niedergestreckt. Das ist vergleichbar mit dem Hasen und Igel: Der Igel sitzt am Rande des Feldes und lacht den blöden Hasen aus: "Du machst dir umsonst den Weg hin und her." Lachende Igel sitzen überall am Wegrand und dünken sich klug.

Und es gibt die verzweifelt rührenden Versuche von kleinen Gruppen

- die ein Bäumchen pflanzen gegen die Naturzerstörung,
- die sich bemühen, keinen drohenden Zeigefinger ihrem Kind zu zeigen als ihren Beitrag gegen den Krieg,
- oder die für jedes Brot ein zweites in eine Dritte-Welt-Büchse tun gegen den Hunger.

Und alle packt sie der stille Zweifel, ob das alles noch einen Zweck habe. Und dann kommt vor denen, die wirklich fragen, die ganze Lawine umwerfender Fakten herunter... Wir können der Frage nicht mehr ausweichen: Was wird mit uns bis zum Jahre 2000? Haben wir nur noch eine Frist oder haben wir noch Zeit? Ist diese Frist eine "Gnadenfrist" (das ist ein sehr doppeldeutiger Begriff) oder haben wir aus Gnade Zeit? Was sagen uns die Zusagen Gottes auf dem Hintergrund der hausgemachten Bedrohung? Wie ist es mit dem Noahbund bestellt? Der Kirchentag könnte und sollte weiter besprechbar machen, was unter uns und in unserer Gesellschaft unausgesprochen bleibt. Aber es darf auch nicht zuviel und dauernd ausgesprochen werden, was uns bedroht. Das ist schon aus psychohygienischen Gründen nicht zumutbar. Man kann nicht leben mit einem dauernden Fünf-vor-zwölf-Bewußtsein. Wer das tut, der produziert gerade die Gleichgültigkeit, die er überwinden möchte. Wenn man immer wieder sagt "Es ist fünf vor zwölf" und es ist immer noch nicht zwölf, dann steht man beschämt da wie Jona vor Ninive. Man möchte doch nicht recht haben, sondern nur warnen, wirksam warnen. Deshalb glaube ich also, daß wir alles ansprechen, uns aber vor voreiligen Übertreibungen hüten sollten. Wir sind nicht Gott! - so banal das klingt.

Wolfgang Hildesheimer, einer der einst engagierten Schriftsteller, hat 1982 in einem Gespräch begründet, warum er nicht mehr schreibt: Weil er keinen Sinn mehr darin sieht, irgendwo, irgendwie bei irgendjemand noch etwas bewirken zu können. Dem hat sich dann drei Jahre später Günter Grass angeschlossen. Für Literatur hat sich etwas verändert. Bis etwa Anfang der 70er Jahre konnte Literatur damit rechnen, daß sie, wenn sie in ihrer Zeit nicht gehört wird, wenigstens in 20 Jahren wirkt. Aber jetzt fragt sich der Autor, ob es in 20 Jahren überhaupt noch jemand gibt, der was lesen kann. Also wozu noch schreiben? Hildesheimer malt. Und auf die Nachfrage, ob er wirklich gesagt habe, es sei nicht fünf vor zwölf, sondern es sei bereits halb drei, antwortet er: "Ganz recht, ich sagte, es sei nicht fünf vor zwölf, es sei vielmehr halb drei. Das war um halb drei. Inzwischen ist es um vier, nur merkt ihr es nicht. Ihr lest ein Buch über Cassandra, aber ihre Schreie habt ihr nicht gehört. Das war um fünf vor zwölf."

Bald ist es fünf und wenn ihr Schreie hört, sind es die euren."

Ein anderer, Gerhard Zwerens, ein Bloch-Schüler, hat sich literarisch verlegt auf die subtile Darstellung des Koitus im Wechsel der Jahreszeiten. Ein Linker verkauft seine Bücher als Bestseller in Kaufhäusern und sagt, er habe genug von den intellektuellen Eierköpfen und den Hoffnungsmachern vom Dienst, genug von denen, die immer noch beschwören, was längst schon verloren sei. Um die Linke, die aufklärerische Linke, ist es gegenwärtig schlecht bestellt.

Der Kirchentag könnte bei uns ein Ort sein, wo angesprochen wird, was sonst nicht ausgesprochen wird, - aber so, daß wir nicht miteinander verstummen. Der Kirchentag könnte die Problemstellungen, vor denen wir stehen, vertiefen und bündeln. In unserer Kirche driftet gegenwärtig vieles auseinander, auch in den Antworten auf die Frage nach der Zukunft. Der Kirchentag müßte auch die verschiedenen Gruppen und Frömmigkeitstypen versuchen zusammenzubringen in der gemeinsamen Rechenschaft über die Hoffnung, die in uns ist. Es bedarf dabei der aktiven Zusammenarbeit mit der Gesellschaft, in der wir leben. Hier beginnt ein grundlegendes Umdenken. (Jedenfalls von Moskau her weht nun ein anderer Wind.)

Es bedarf der Verbindlichkeit unseres Redens und Tuns in lokalen und globalen Zusammenhängen. Es bedarf der Vergewisserung des mitgehenden und mitleidenden Christus, der uns zum Salz der Erde und zum Licht der Welt bestimmt hat. Ich möchte diese Berufung als eine doppelte verstehen: erstens als die kritische Berufung, das Salz der Erde zu sein, und zweitens als die konstruktive Berufung, das Licht zu sein. Der Kirchentag selber, aber vor allem die Vorbereitung darauf, kann ein kräftiger Impuls werden, uns den Herausforderungen auch zu stellen, vor die Gott uns heute gestellt hat.

Wo wartet man auf unser Licht-sein, auf unser Salz-sein? Sehen wir Licht und welches? Haben wir Lichtblicke und wodurch? Sind wir das Volk, das im Finstern wandelt und das ein großes Licht sieht? Nur wer eine Vision hat, macht sich noch auf den Weg! Aber unsere Visionen können weithin nur noch Gegenvisionen zu den herrschenden, den technizistischen Visionen sein, ohne deshalb auf menschliche Erkenntnisse und gegebene technische Hilfs-

mittel zu verzichten. Ich schlage deshalb für die Kirchentage eine Themenformulierung vor, in der die Sache der Hoffnung oder auch das Wort Hoffnung vorkommt.

Für die praktische Vorbereitungsarbeit heißt das:

1. Die Bibel befragen

1.1. Die Tragfähigkeit der gegebenen Antworten der Bibel auf unsere Herausforderung sind zu überprüfen, also etwa

- unser Tun und Gottes Tun;
- Hoffen und Handeln (also ein Nachdenken über die Hoffnung, über die Ernst Bloch gesagt hat, daß es dabei nicht nur etwas zu Essen, sondern auch etwas zu Kochen gäbe);
- das Verhältnis von Klagen und Hoffen (in diesem Zusammenhang denke ich an den Unterschied zwischen unserem Jammern bzw. unserer Hoffnungsmüdigkeit und dem Klagen in der Bibel);
- Zukunftsbilder (biblische "Utopien" und biblische "Untergangsszenarien");
- zeitliche und ewige Hoffnungen;
- Hoffnung für den Einzelnen und Hoffnung für die Welt;
- Auferstehungsglaube in personalen und in kosmischen Dimensionen.

Hier geht es um ganz sorgsame theologische Arbeit mit der Bibel.

1.2. Texte, die sich dafür anbieten würden: das Buch Jesaja, Psalmen und Klagelieder, die Gleichnisse, die Apokalypse, Römer 8 oder eine Zusammenstellung verschiedener Texte, die mit Hoffnung und Zukunft zu tun haben.

2. Gegenwärtige Problemstellungen aufspüren

2.1. Dazu zunächst eine Beobachtung: Bücher, die sich in existentieller Weise mit Fragen des Überlebens beschäftigen, mit Bedrohung des Einzelnen und des Ganzen finden ein großes, übergroßes Interesse. Es gibt Buchbesprechungen, aber keine wirkliche theologische Bewertung, kaum weiterführende Gespräche von Christen über diese Bücher. Ich denke an Tschingis Aitmatows "Der Tag zieht den Jahrhundertweg", an Valentin Rasputins "Abschied von Matjora",

Christa Wolfs "Kassandra", Maxie Wanders "Tagebücher", Hanns Cibulkas "Swantow" usf. Das wird gelesen und hinterläßt doch mehr Hoffnungslosigkeit.

Die Materialien des Forschungsheims und der Studienabteilung, Referat Friedensfragen, finden ein unvergleichlich großes Interesse. Und kaum eine Synode läßt diese Fragen mehr aus. Aber wir wiederholen uns gegenwärtig ständig.

Wenn ich schließlich von den Bestsellerlisten des "Spiegel" höre, dann fällt mir auf, daß in den letzten Jahren regelmäßig eines der Bücher, das sich mit der Bedrohung unseres Planeten beschäftigt, unter den ersten ist, z. B. Pestels "Menschheit am Wendepunkt", H.-E. Richters "Gotteskomplex", Weizsäckers "Garten des Menschlichen", Robert Jungtes "Jahrtausendmensch", Jonathan Schells "Schicksal der Erde", Konrad Lorenz' "Abbau des Menschlichen", Erich Fromms "Haben oder Sein", Erhard Epplers "Tödliche Utopie der Sicherheit".

2.2. Es ginge nun darum, daß wir Erkenntnisse aufsammeln, bewerten, prüfen, bündeln. Als Christen müßten wir Antworten suchen auf die "weltlichen Apokalypsen". Ich wiederhole: Man kann nicht leben mit einem andauernden Fünf-vor-zwölf-Bewußtsein. Andererseits können wir auch nicht die Probleme wegschieben, vor denen wir nun einmal stehen. Wie gehen wir mit der "Angst vor der Angst" um, mit der Erfahrung von Gewöhnung und Bewußtseinstrübung?

2.3. Schließlich sehe ich eine beginnende Hochkonjunktur apokalyptischer Abwartestrategien in der Kirche aufkommen. Die einen sagen, "Es hat sowieso keinen Zweck mehr" und rechnen auch nicht mehr damit, daß nach dem Ende dieser Welt "noch was" käme. Und die anderen sagen: Die Welt muß erst zugrunde gehen und danach wird sie erneuert werden. Und darauf warten wir, darauf hoffen wir. Was ist nun Hoffnung? Ein Betäubungsmittel? Oder ein Handlungsimpuls, der nicht betört, sondern ernüchtert zu verantwortlichen und zuversichtlichen Tun?

An einem Satz von Dietrich Bonhoeffer möchte ich erinnern. Er schreibt aus dem Gefängnis: "Mag sein, daß der Jüngste Tag mor-

gen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher nicht." Das wäre für mich so ein Schlüsselsatz, ein prophetischer Satz für eine Weltsituation, die sich Bonhoeffer noch nicht vorstellen konnte

3. Aufgaben entdecken

3.1. Es geht darum, daß wir unsere Aufgaben an der heranwachsenden Generation wahrnehmen, darum, wie wir als Produkte der alten Welt auf eine neue Welt hin erziehen (vgl. Marxens 2. Feuerbachthese). Das ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben.

3.2. Das Gespräch in unserer Gesellschaft suchen. Wie können wir Gespräche in unserer Gesellschaft über diese Fragen befördern und uns einmischen? Wo sind unsere besonderen Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) unter den Bedingungen des realen Sozialismus? Konkret hieße das: Wie wirken wir daran mit, daß der Sozialismus fortgeschrieben wird - und nicht die real bestehenden Verhältnisse. Wo sind gemeinsame Ziele und Werte geblieben bzw. neu zu entdecken? Wie sensibel reagieren wir auf neue Tendenzen in unserer Gesellschaft?

3.3. Prophetisches Zeugnis ablegen, d. h. heute einüben, was morgen unabdingbar sein wird. Dazu gehört die Einbindung in den konzilaren ökumenischen Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Das würde heißen, daß wir die Problemverknüpfungen erkennen und Lösungen auf verschiedenen Ebenen suchen. Die Formel dafür heißt: global denken und lokal handeln. Es müßte schließlich versucht werden, gemeinsame Überzeugungen zu formulieren, vielleicht sogar ein "Manifest" zu erarbeiten, das auf verbindliche Handlungsschritte aus ist. Das müßte aber schon in die Vorbereitungsphase eingebracht werden. So könnten die Kirchentage Impulsgeber des "konzilaren Prozesses" werden.